

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Dreyzehntes Stück.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68441](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68441)

Der Volksfreund

oder

Gemeinnütziges Wochenblatt

für

den Städter und Landmann.

Dreizehntes Stück.

Wird es schlimmer oder besser?

Bei Beantwortung dieser Frage wird allein auf dieses Land Rücksicht genommen, dem der Volksfreund zunächst gewidmet ist. Wir wollen daher den Blick nicht auf andre Länder werfen, besonders nicht auf das große und sonst blühende Land, welches seit einigen Jahren alles Elend in sich fasset, welches in dem nun abgewichenen Jahre, seinen rechtmäßigen Beherrscher öffentlich mordete, wo Religion, Gesetz und Ordnung unter die Füße getreten sind, Morden und Rauben zu den gewöhnlichen Belustigungen gezählet werden, der Bürger das Schwerdt gegen den Bürger zückt, und ihn nach dem Recht des Stärkern umbringet, täglich das Blut theils unschuldiger, theils wenigstens in Absicht derer nicht schuldiger Menschen, von denen sie gerichtet werden, in Strömen fließet, kurz, wo eine Hölle, fürchterlicher als je eine überspannte Einbildungskraft sie mahlen kann, ihren Sitz aufgeschlagen hat.

Wir reden also von unserm Vaterlande, wo die obige Frage sich eigentlich von selbst beantwortet. Aber nicht alle Menschen haben gleiches Gefühl. Einige sehen alles von der schlimmsten Seite an,

und glauben wohl gar zu Zeiten, was sie oft ohne gehöriges Nachdenken im Unmuth sagen: **Vormals war doch alles besser.** Es ist bekannt, daß körperliche Schwächen, Stockung in den Säften, Mangel an Verdauung, und besonders die hypochondrischen Leiden, als die schrecklichsten aller Plagen, selbst auch äußere Umstände auf unsre Sinnesart einen wichtigen Einfluß haben. Daher giebt es weit härtere Winter als vormals, (über die Kälte des jetzigen findet doch wahrlich keine Klage Statt) weil jene Unmuthigen die Kälte nicht mehr so gut vertragen können. Im Sommer wird es fast gar nicht mehr warm, weil sie die Wärme minder fühlen, als vor 40-50 Jahren. Es giebt keine wahre Freunde mehr in der Welt, weil die Freunde ihrer Jugend abgeschieden sind, und wahre dauernde Freundschaft nur in jungen Jahren geschlossen wird. Alle Speisen waren vormals besser als jetzt, weil sie sie besser vertragen konnten. Die Weine waren feuriger, weil ihr lebhaftes Blut weniger Anfeuerung bedurfte. Die Gerechtigkeit wog viel richtiger und schneller als jetzt, weil Processe ihnen besser gefielen,

N

len,



len, als im jetzigen Alter, und sie ein Vergnügen darin fanden, ihre Gegner zu quälen. Es war in allen Stücken bessere Ordnung, weil ihnen die Unordnung angenehm war.

Erinnern sie sich noch der Männer aus dem vorigen Jahrhundert, so stellen sich ihnen nur Elephanten, Löwen und Bären in menschlicher Gestalt dar, jetzt kleine ohnmächtige Geschöpfe, allenfalls Füchse, Affen &c. Ja das vorige Jahrhundert! Es hatte durchaus felsenfeste Leute hervorgebracht, und wenn von einem Mann die Rede war, der im 75sten Jahre noch einen Sohn zeugte, täglich seine drei Mahlzeiten hielt, Morgens Feldbohnen mit Biersuppe, Mittags Schweinshopf, Abends Blutwurst, und zum Dessert ein halb Pfund Schweineschmalz genoss, dann aber sich von einem treuen Diener aus Neben-Ursachen aus frohen Gesellschaften zu Hause geleiten ließ, so hieß es nie anders als: **er ist aus dem vorigen Saeculo.** Wohl uns, daß wir einem neuen Jahrhundert so nahe sind, um dereinst von den Enkeln uns Jahr 1820, 50 wegen unsrer Elephanten und Bärenschafft angestaunet zu werden. Nur für dieses unrichtige Gefühl dienet die Beantwortung der Frage: wird es schlimmer oder besser? Man muß dabei nicht auf ganz zufällige glückliche Umstände, die sich zu einer Zeit ereignen, und sich schnell wieder ändern können, sehen, sondern sein Augenmerk auf eine solche veränderte Lage, und in derselben ihren Grund habende glückliche Folgen richten, die den Veränderungen minder, und nur in soweit unterworfen sind, als bey der Unvollkommenheit menschlicher Beschlüsse

und Anordnungen, alles in der Welt wandelbar ist. So z. B. kann ein glücklicher Kornwuchs einiger Jahre, die anhaltende Gesundheit des Hornviehes in den Marschländern, die von diesem ihren Haupt-Erwerb ziehen, der glückliche Fall, daß hohe Sturmfluthen eine zeitlang nicht gewüthet haben, und dgl. einer Antwort auf jene Frage nicht den Ausschlag geben, weil durch eine Umwälzung menschlicher Schicksale uns diese Glückseligkeit bald wieder geraubt werden kann. Nach dieser ungefähren Bestimmung wollen wir uns von vorigen Zeiten ein wenig unterhalten.

Oldenburg hatte in vorigen Jahrhunderten seine eignen Regenten, und war nicht eine Provinz, oder Antheil eines größern Staats. Seine Beherrscher waren zum Theil weise und gut, welches wenigstens gleichzeitige Geschichtschreiber von einigen versichern. Indessen war die Leibeigenschaft älterer Zeiten kein angenehmes Loos, und später waren die Natural-Lieferungen weit drückender, als der jetzige Geld-Beitrag. Schwerlich aber berichten auch in irgend einem Lande die Schriftsteller so zuverlässig, als von der Vorzeit her aufbewahrte öffentliche Papiere. Indessen können Sitten des Zeitalters, wornach es nicht ungewöhnlich war, demjenigen, von welchem man sich beleidigt glaubte, eher hart zu fallen, als ihn mit Schonung zu behandeln, und Bewilligungen zu erpressen, die durch angelegten Zwang solche zu seyn aufhörtten, manches entschuldigen.

Nach dem Absterben seines letzten regierenden Grafen kam es unter den Dänischen Zepher, und ward in dem Zeit-

raum

raum von einem ganzen Jahrhundert, durch die einander gefolgte Dänische Könige, welche aus diesem uralten Hause herstammten, mit Milde und Güte beherrschet. Aber als ein Theil der Königlichen Staaten mußte es an den Schicksalen Aller einen Antheil nehmen, der ihm schwerlich günstig seyn konnte, hergegen gewöhnlich drückend war.

Das Land stellte ein ganzes Regiment Soldaten, aus welchem im Nothfall die auserlesenste Mannschaft gehoben ward, und zum Dienst des ganzen Staats die Armee im Felde verstärkte, wie solches in den Deutschen Ländern überhaupt herkömmlich ist. Der Krieg veranlassete außerordentliche Kosten, und daher sonst unbekannte und ungewohnte, aber auch eben so unvermeidliche Abgaben, und Steuern. Die Sicherheit des Staats erforderte zweymal eine beträchtliche Befestigung der Stadt Oldenburg, und es mußten daher Anfangs alle Häuser auf dem sogenannten mittlern Damm, der damals vor dem Stadthor lag, und jetzt wieder bebauet wird, 32 an der Zahl, abgebrochen werden. Die Besitzer der Häuser, welche nach der bekannten Regel, sobald das öffentliche Wohl es erforderte, dort weichen, und mit ihren abgebrochenen Hütten, deren Materialien freylich zum neuen Bau wenig wehrt blieben, in die Stadt ziehen mußten, erhielten zwar aus Gnaden ein Geschenk, welches aber wohl nicht weit reichen konnte.

Die Landes-Untertanen wurden zur Arbeit bey der neuen Festung gekündigt, und leisteten selbige Vogtenweise bey eigener Kost.

Zum zweytenmal ward vor etwan 60 Jahren, die Stadt ringsum erheblich befestiget, und es mußten alle Gärten, und Ländereyen, welche den Einwohnern theils unentbehrlich waren, theils zum Vergnügen gereichten, gegen ein mäßiges Kaufgeld, ohne Rücksicht auf die daran gewandte Kosten, hergegeben werden. Wo sich vorher anmuthige Gärten und blühende Wiesen befanden, da standen nun Brücken, Schanzen und Pallisaden. Der Hauptwall mußte im beständigen Festungsstande von den dazu verpflichteten Untertanen gehalten werden. Die Stadt mußte ein ganzes Regiment Soldaten, nebst einer Compagnie Artilleristen einnehmen, welches der Bürgerschaft äußerst lästig ward, da die Stadt bey weitem nicht so viel Häuser, als jetzt enthielt.

Nach vielen drückenden Jahren blieben nur, als die Hälfte dieses Regiments, immer noch zuviel meist zusammen geworbene Leute, worunter viele, die zur Arbeit keine Lust hatten, oder auch aus Mangel derselben, sich auf Stehlen und Rauben legten. Daher ganze Diebesbanden, die Jahre lang gewaltsam in die Häuser und Keller brachen, worin sogar einzelne Bürger der Stadt gehehlten, und die erst nach vielen Jahren ausgebreiteter nächtlicher Unsicherheit, welche alle redliche Einwohner traf, mühsam getilgt wurden. Kein begüterter Mann legte sich schlafen, bevor die mit dicken eisernen Stäben inwendig versehene Fenster mit starken Läden, und eisernen Stangen von außen belegt waren, und doch mußte er gewaltsamer nächtlicher Besuche gewärtig seyn. Die Stadt erlebte doch auch eine Befreyung von

von dieser Last, welche dagegen das Land hart traf, da die Miliz, welche es stellen mußte, Jahre lang den Garnisons-Dienst in der Festung zu besorgen hatte, wo der rüstige Bauersohn statt das Feld zu bestellen, mit der Muskete laufen, oft auch Schläfenwächter seyn, und ausserdem unnütz die Zeit verbringen mußte.

Endlich ward diese Last auf ganze Monate der Bürgerschaft zu Theil, welche dadurch in ihrer Nahrung so sehr zurückgesetzt werden mußte, als solches in vielen deutschen Städten zu Kriegszeiten gewöhnlich geschieht. Es war dann wohl unmöglich, daß der Regent auch bey dem besten Willen auf besondere Verbesserungen des Landes denken konnte. Der Staat bedurfte Geld, also konnte es in der einzelnen Provinz ohne die äußerste Noth nicht verbraucht werden. Er wünschte daß Recht und Gerechtigkeit gehörig gehandhabet, und alle im bürgerlichen Leben nöthige Ordnung erhalten werden möchte, aber die allgemeinen Ausgaben erlaubten nicht, den Nichtern Besoldungen zu geben, und statt dessen die Gerichtsgelühren in die Landes-Casse fließen zu lassen, woben einlandesherr immer viel aufopfert, auch erlaubten sie nicht, andre nothwendige Dbrigkeiten zu bestellen. Verbesserungen des Landes und Aufhebung des Nahrungsstandes blieben daher fromme Wünsche. Man sahe auf die Anziehung fremder Menschen überhaupt mit besonderm Fleiße, in den Städten und auf dem Lande, nicht solcher Menschen, als jetzt vorschristsmäßig nur aufgenommen werden können, nämlich derer, welche Beweise ihres rechtsschaffenen Betragens aus der Fremde bringen, und anweisen, wovon sie sich und die Ihrigen zu ernähren im Stande sind. Es war an keine richtige Ar-

menpflege, so gut auch manches darüber vorhandene Gesetz gemeynet war, und so wichtig diese für den Staat ist, sowohl in Absicht seiner jetzigen Glieder, als besonders der Nachkommenschaft, irgend zu denken. War es zu bewundern, wenn bey der uneingeschränkten Aufnahme der Fremden, und den mangelnden Mitteln sie sowohl, als auch einländische Dürftige zu ernähren, das Eigenthum des Landmanns in verschlossenen Häusern selten gesichert war, ja selbst die Wege und Heerstraßen unsicher wurden?

In dem Mangel des Geldes, der dadurch sich vermehren mußte, daß die Hauptstadt des Reichs, wie solches gewöhnlich ist, zuviel an sich zog, lag auch der Mangel jeder andern Unterstützung, welche Stadt und Land sonst von gnädigen Regenten erwarten konnte. Es mußte daher an Verbesserung der Schulen, des Armenwesens, der Medicinal- und Hebammen-Anstalten, der Sicherstellung der Schiffahrt auf dem Weserstrom, der Errichtung von Schiffsbauwerften, der Haven-Anstalt, der Verbesserung der wichtigen Pferbezucht, der Bewachung der Heerstraßen, und der Aussicht auf fremde und einländische verdächtige Leute, und dergl wichtige Sachen, welche sämtlich Aufopferungen großer Summen erfordern, nothwendig fehlen. Bey diesen Umständen wäre schon der entfernteste Gedanke, die Stadt in einen bessern Wohlstand gesetzt, ja gar verschönert zu sehen, zu den Träumen zu zählen gewesen. In den letzten 30 = 40 Jahren Königlichlicher Regierung sahe auch das getreue Land seine immer tief verehrten Beherrscher nicht in seinen Gränzen. Sie wohnten in einer Entfernung von 80 Meilen.

Wird es schlimmer oder besser?

Wir können uns der Beantwortung dieser Frage nun füglich überheben.

Gott erhalte uns nur unsern jetzigen geliebten Fürsten noch viele Jahre, dann wird es immer besser, unendlich viel besser.

den 1sten Januar 1794.

Der Volksfreund
oder
Gemeinnütziges Wochenblatt
für
den Städter und Landmann.

Wierzehntes Stück.

Leben Ludwigs XVI.
(Fortsetzung.)

Eben so sorgfältig waren beyde Ältern bemühet, in den Herzen ihrer Kleinen die sanften E. pfindungen der Menschlichkeit zu entwickeln, ihnen war Liebe zur Tugend und Religion einzusößen, sie vor dem herrschenden Sittenverderben zu bewahren, und alles was ihrer Unschuld gefährlich werden konnte — Menschen, Bücher und Gemälde — von ihnen zu entfernen. Der Dauphin ließ selbst keine Gelegenheit, ihnen bey den täglichen Vorfällen des wirklichen Lebens nützliche Lehren zu geben, vorbegehen, und mußte solche oft absichtlich zu veranstalten. So brauchte er z. B. die Feierlichkeit ihrer Taufe *) dazu, ihnen Achtung für die Würde des Menschen im geringsten ihrer Unterthanen einzuprägen. Nachdem ihre Namen in das Taufregister der Pfarren eingeschrieben waren, ließ er sich das Buch bringen, öffnete es, zeigte den Prinzen, daß der unmittelbar vor ihnen getaufte der Sohn eines armen Handwerkers war, und sprach zu ihnen. „Seht ihr es, meine Kinder! Vor Gottes Augen sind die Stände gleich, und es gilt kein Vorzug, als den die Religion und Tugend den Menschen geben. Ihr werdet dereinst in der Meinung des Volkes größer seyn, als dieses Kind: aber es wird vor Gott größer seyn, als ihr, wenn es tugendhafter ist.“ Einige Zeit vor seinem Tode betrachtete er in Gegenwart der Prinzen seine abgezehrten und magern Arme und sagte zum Herzog von Berry (Ludwig XVI.) und Grafen von Provence: „Da seht ihr, meine lieben, was ein großer Fürst ist! Gott allein ist unsterblich; und diejenigen, die man Herren der Erde nennt, sind den Krankheiten und dem Tode eben so unterworfen, wie andere Menschen.“
Ihren

*) Die französischen Prinzen werden nach der Geburt nur eingesegnet, und empfangen die heilige Taufe erst, wenn sie so weit erwachsen sind, daß sie den Zweck dieser Feierlichkeit einsehen, und Nutzen davon haben können.